

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 39 (1935-1936)
Heft: 17

Artikel: Die Seppe : eine Geschichte aus Unterwalden. Teil 5
Autor: Odermatt, Esther
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670464>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXIX. Jahrgang

Zürich, 1. Juni 1936

Heft 17

Pfingstfeier der Natur.

Pfingsten, Fest der Freude,
Das auf blum'ger Flur
Wie auf dürrt'ger Heide
Feiert die Natur!
Rings aus allen Büschen
Schallt Gesang hervor,
Sich geschwellt zu mischen
In den Jubelchor.

Lilien, Rosen, Nelken
Winden dir den Kranz,
Dem noch kein Verwelken
Trübt den heitern Glanz,
Der dir rings in Fülle
Rege Düfte bringt,
Da schon Sommerstille
Ins Gefilde dringt.

Vor Entzücken schweigend,
Dämmerst du, betaut,
Leis entgegensteigend
Höchstem Feierlaut:
Wann die Liederkehle
Schwärmt der Nachtigall,
Lauscht der Schöpfung Seele
Ihrem Wonneschall. Martin Greif.

Die Seppe.

Eine Geschichte aus Unterwalden.

Von Esther Odermatt.

(Fortsetzung.)

V

An einem frühen Märztag des Jahres 1798 füllte eine stattliche Gemeinde die kleine Kapelle von Obbürgen bis unter das Vordach und auf das Mäuerchen hinaus. Es wurde die fünfzehnte Stift-Jahrzeit gehalten für die verstorbene Frau des Klaus Abderschwand. Eine merkwürdige Erregung zuckte auf den Gesichtern, zitterte in den Händen am Rosenkranz und Gebetbuch und störte jede andächtige Sammlung.

Der junge Baschmelt, des Schifferbaschis Sohn, war unter den Fähnlein der Urkantone aus dem Bernbiet heimgekehrt und hatte eben unter der Kirchentüre noch in fliegender Hast und Hitze erzählt, wie die stolzen Berner Aristokraten aufs Haupt geschlagen worden und wie das mächtige und reiche Bern in den Händen der Franzosen sei.

„Und ihr?“ war man ihm wild dazwischen gefahren. „Und das Bundeskontingent?“

Er hatte die Frage nicht gehört oder nicht hören wollen und weiter laut verkündet, wie nun die Revolutionshelden den fürnehmen Herren in Bern ihre alte Lotterwirtschaft würden ausmisten helfen und die Fenster einwerfen, daß endlich frische Luft hereinschläge in die alte Schweiz.

„Was, Helden?“ war er da überschrien worden. „Bluthunde, gottverfluchte Räuberbande! Die — in unserem Lande!“

Der Kapellenvogt hatte sich bekreuzigt, wie um sich vor dem bösen Feind zu schützen. „Die sollten zu uns kommen, die, und uns unsere Freiheit und unsere Kirche schänden wollen! Und ihr, was habt denn ihr geleistet, die ihr den Bernern freundeidgenössische Hilfe hättet bringen sollen? He, Maulheld, du?“

Da war der Kaplan, den Weihwasserwedel wie einen Kommandostab hoch über seine mächtige Gestalt erhebend, unter der Tür erschienen und hatte mit einem kurzen, harten Wort Ruhe geboten.

Der Gottesdienst hatte begonnen, aber die Worte, die gefallen waren, schwirrten noch in der Luft und scheuchten die Gedanken vom Gebete auf und trieben sie in die Nähe und in die Ferne.

Manche Mannesgestalt fuhr jäh von der Kniebank in die Höhe und preßte die geballte Faust zusammen, und mehr als in der Sommerhitze wischten die roten Sacktücher hastig über die heißen Gesichter.

Selbst die Leidleute in der vordersten Bank fanden nur langsam von den großen Ereignissen den Weg zurück zum eigenen kleinen Schicksal und zu der längst Entschlafenen, deren Gedächtnis hier gefeiert wurde.

Zunächst an der Wand, neben der Großmutter, kniete die Seppe und starrte vor sich hin.

Aus den wilden Reden und Blicken der Leute war jäh die Leidenschaft einer ganzen Partei vor ihr emporgeflammt. Zum erstenmal hatte sie den furchtbaren Haß ihrer Landsleute gespürt, der in blinder Wut alles zu verzehren drohte, was sie aus der Ferne mit stiller und scheuer Bewunderung hatte wachsen und reifen sehen, den langen Winter hindurch. So nahe war ihr dieser glühende Haß, daß er ihr fast den Atem und die Besinnung raubte; sie fuhr mit der Hand an die Schläfen, über die Haare, dem versengenden Hauch zu wehren.

Was war denn wahr? Wer hatte recht? Die von Freiheit und Menschenrechten und herrlichen neuen Zeiten träumten, oder die das Neue als Gotteslästerung verfluchten und den Untergang der Religion und Sittlichkeit verkündeten? Die dem Neuen die Hand sehnächtig und helfend entgegenstreckten, oder die mit Feuer und Schwert ihm den Einzug wehren und es vernichten wollten? Sie konnte von ihrer Meinung nicht lassen, die der Großvater teilte und wohl auch der Vater; sie hatte mit ihm ja kaum über diese Dinge gesprochen. Wenn aber alle bei ihrer Meinung blieben?

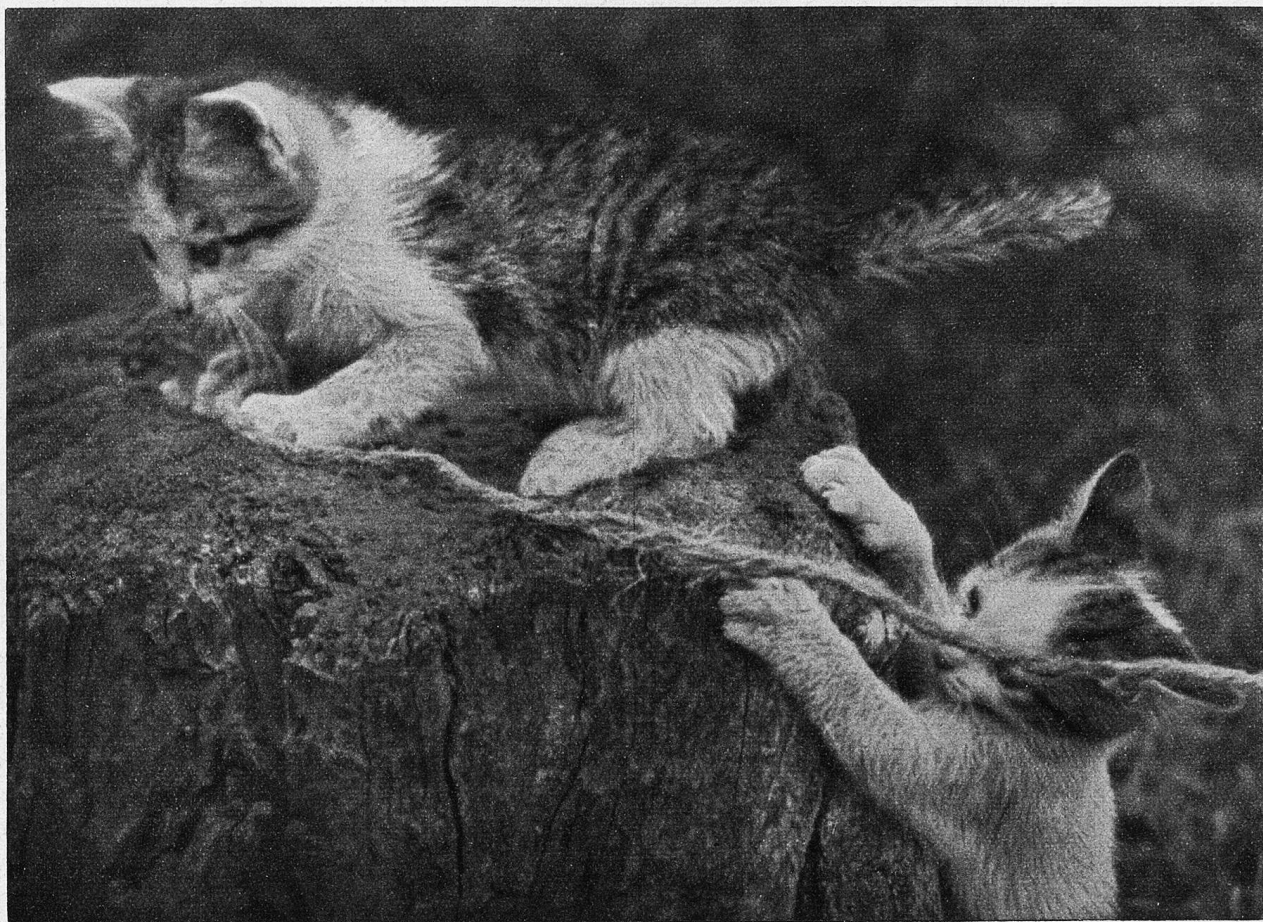
Wieder war er da, der versengende Hauch, und er wehte ein Flammenmeer auf, das rings im Lande loderte und alles und alle zu verschlingen drohte.

Sie riß an der Schnur, die einen Flügel im Fenster über ihr öffnete, und ein kühlender Luftzug strich ihr erlösend über die heiße Stirne. Zugleich huschte ein Sonnenstrahl durch die bemal-

ten Scheiben auf das Bild am Muttergottesaltar und spielte mit goldigen Schimmern im Blondhaar des Jesuskindeleins. Erst schien der Sonnenstrahl der Erregten schon ein zündender Blitz zu sein; doch er blieb mild und still und zog ihren Blick mit sich auf das Bild. Sie wußte nicht, wie es kam: eine Ruhe strömte das Bild auf sie aus, und plötzlich kniete sie nieder und faltete die Hände zu inbrünstigem Gebet. Zur Mutter Gottes hatte sie sich hingefunden und zur eigenen Mutter; ihr war, als müßte sie nicht für die Mutter beten, sondern zu ihr, damit sie ihr Gebet emportrüge, damit sie ihr Kind in schützenden Armen hielte wie die Gottesmutter. Die Hände sollte sie breiten über dem, was da heranzog, was herbrauste wie ein Sturmwind über ihr Haus und Land.

Auch dem Vater hatte der Sonnenstrahl auf dem Muttergottesbilde Trost gespendet. Er mußte daran denken, wie lieb seiner toten Frau das Bild gewesen war, besonders lieb, weil seiner Mutter Bruder es gemalt und dem Jesuskindein seine Züge, des kleinen Klaus Knabenzüge, geliehen hatte, und wie gern seine Frau nach dem Bilde geschaut und es an Festtagen mit Blumen geschmückt hatte. Ihn hatten die Ausbrüche vor dem Gottesdienst nicht erstaunt. Er kannte seine Landsleute und spürte schon lange, welch tiefe Kluft seine eigenen Gedanken und Wünsche von denen der Menge trennte. Er hatte viel in alten und neuen Büchern gelesen und wußte, was kommen mußte, dem konnte keine Macht den Weg versperren. Ja, er hätte sich gefreut über die Vorzeichen einer neuen Zeit, auch über drohendes Wetterleuchten, wenn nicht sein Sinn schwer gewesen wäre von Sorgen um seine Kinder, zernagt von Zweifeln, ob er recht getan, einmal dem Schicksal ein Türlein zu öffnen, indem er Franzlis neue Liebe begünstigt hatte. Doch nicht umsonst hatte sich sein Gefühl einst in trüber Ahnung gegen den Speichermattkarl gewehrt: nach der Älplerkilbi hatte das Franzli wochenlang todkrank gelegen, und die rechte Genesung hatte erst der junge Maler, der Jost Bonholzen, gebracht. Jetzt fühlte er vom Muttergottesbilde herab die Liebe seiner toten Frau ihn umschweben, und die goß ihm die frohe Sicherheit ins Herz, daß es das Rechte, die Genesung und Rettung für sein Kind war — wenn er es auch hergeben mußte.

Die Doktorin, die schon am Abend vor der Stiftmesse von Stans heraufgestiegen war und in der Schwand übernachtet hatte, schloß eben tiefseufzend ihr Gebetbuch, als der Sonnenstrahl auch



Jagd über den Scheitstock.

ihre Blicke zu dem Muttergottesbilde führte. Sie schaute mit vorwurfsvollen Augen auf das liebe Kind. Sein Lächeln raubte ihr die mühsam erkämpfte Ruhe, und leise begann die nie vernarbte Wunde zu schmerzen, die ihr der Tochter unbegreifliche Liebe und Heirat geschlagen hatte. Wenn nun auch das noch wahr wurde, wonach der Pfarrhelfer argwöhnisch bei ihr geforscht hatte, daß der Klaus zu den Neugesinnten, den Patrioten, gehörte, daß er ein „Franzose“, ein Freund der Religionsfeinde war und freidenkerische Schriften las, daß er gar einen Franzosen in sein Haus aufgenommen hatte, dann war es gut, daß ihre Tochter tot war und die Schmach nicht mehr erleben mußte.

Nach dem Segen strebte die Großmutter hastig dem Ausgang und dem Heimweg zu, ohne sich um die Menge und ihre erregten Reden zu kümmern; das Herumstehen und Schwätzen der Kirchgänger hatte sie nie leiden können, und jetzt mußte sie ihre Gedanken vor der Seppe laut weiterspinnen.

„Seppe, ist das wahr, daß ein Franzose zu euch ins Haus kommt, daß so ein Gottloser die Schwelle beschmukt, über die man mein Kind herausgetragen hat?“

„Aber, Großmutter“, beschwichtigte die Seppe und faßte die zarte kleine Frau beim Arm, um sie zu führen, „wer sagt Euch solches Zeug? So, so, der Pfarrhelfer? Ich seh's Euch am Gesicht an. Was hat der Euch wieder gegen uns zu verheken? Ein Unterwaldner ist's, ein Buochser, noch dazu ist der Maler Whrsch in Buochs sein Vetter von der Mutter her, und er ist, weiß Gott, kein Gefährlicher, vor dem der Pfarrhelfer sich besegnen mußte. Ein Maler ist der Jost Vonholzen, der in Paris studiert hat; jetzt muß er hier warten, bis der Gotthard wegbar wird und er zu neuer Arbeit nach Italien ziehen kann. Unterdessen will er nicht die Hände in den Schoß legen, und da hat ihn der Maler Whrsch zum Vater geschickt, und jetzt malt er unser Franzli.“

„Seppe, und das wehrt ihr nicht mit beiden Händen? So ein Hergelaufener? So ein Maler?

Dem schlagt ihr nicht die Türe vor der Nase zu? Was braucht der das Franzli zu malen! Von solchen Tagshelmen, die zu keiner rechten Arbeit taugen, habt ihr gerade genug. Deines Vaters Onkel, sein Mutterbruder, das ist auch so einer gewesen, so ein Unbrauchbarer, der da das Altarbild gemalt hat in der Obbürger Kapelle. Heute noch kann ich's nicht verwinden, wie der von Italien heimgekommen ist, wo er der Familie das Geld verlottert hat, und seine eigene Schwester mit ihrem Bublein als Mutter Gottes abgemalt hat. Hat man so etwas schon gehört, ein gewöhnliches Weib, das nichts als Flausen und Lustigmachen in Kopf hat, als Mutter Gottes! Hat auch ihr Lebtag einen Hochmut gehabt, die alte Schwanderin, deine Großmutter, und immer die Haare aufgesteckt wie auf dem Bild und den Buben verzärtelt und verpappelt! Kläusli, wenn du auch so schöne Helgen machen könntest, Kläusli, wie der Vetter uns gemalt hat, Kläusli, so ist's den ganzen Tag gegangen, und ein Geschleck und Geherz! Ich weiß noch wohl, ich bin ja oft auf die Schwand gekommen mit dem Doktor, der mit dem alten Abderschwand gut Freund gewesen ist. Und da hat mein Kind —"

Die Seppe ließ die Großmutter reden, sie hätte sie ja doch nicht beschwichtigen können. Aber jetzt näherten sich Schritte auf den Steinplatten hinter ihnen.

"Großmutter, seid jetzt still, das ändert Ihr doch nicht mehr, und es kommen Leute."

"Nein, eben kann ich's nicht mehr ändern, aber warnen kann ich, daß nicht wieder ein Unglück geschieht..."

Der Vater und der Fridli hatten die Frauen eingeholt, der Fridli eifrig berichtend, was alles unter dem Kapellenbordach verhandelt worden war. Dicht hinter der Seppe sagte er recht absichtlich laut:

"Und habt Ihr das gehört, Abderschwand? Der Zibunghans soll seine sauberen Hände im Spiel haben bei den Franken. Sie kämen dann auch noch in die Urkantone, um den alten Schlen-drian auszurauchern, habe er geprahlt, der Hund, der! Der Landsverräter! Und warum die Unsern zu spät gekommen sind für die Berner, warum sie tagelang herumgelungert sind, bis die Franzosen obenauf geschwungen haben, darüber könnten der Baschimeß und andere wackere Zibung- und Frankenfreunde vielleicht Bescheid sagen. Der Zibunghans wird sie aufgereizt haben."

Wie auch der Fridli die Frauengestalt, die mit festen, ruhigen Schritten vor ihm herging, mit

den Blicken verschlang, nicht die leiseste Bewegung verriet ihm, ob sie seine Worte hörte, und was sie für eine Wirkung taten.

Jetzt stieg das Beglein in eine kleine Talmulde hinab und schwenkte nahe an Zibungs Haus vorbei dem Hügel zu, hinter dem die Schwand lag. Der Fridli war verstummt, und seine Augen waren auf der Lauer.

An dem Kirchweihabend unter dem Nußbaum, als die Seppe ihn verschmäht und seine kluge Rechnung zerrissen, hatte die Leidenschaft den nüchternen Fridli gepackt und ließ ihn nicht mehr los. Er begehrte die stolze Frau und war in ihrem Dienst geblieben, weil es auch ihr recht war, kein Aufhebens zu machen, und weil sie während Franzlis Krankheit um so mehr seine Hilfe gebraucht hatte. Sie betrachtete die Sache als abgetan, schien sie bald vergessen zu haben, und er harrete und arbeitete, immer in der zähen Hoffnung, sie doch noch zu erringen. Jetzt war die Hoffnung größer als je; denn seit ihm das Mieli verraten hatte, die Seppe habe von Hans Zibung ein Paket Bücher und Schriften bekommen, sah er in Zibung das einzige Hindernis, und der gehörte jetzt an den Schandpfahl und sollte vernichtet werden mit allen Religionsfeinden und Vaterlandsverrättern.

Darum forschte er jetzt nach einer Bewegung der Seppe, als sie an Zibungs Haus vorbeiging.

Aber die Seppe wandte nicht einmal den Kopf nach dem Hause hin. Sie hörte nur die Klink dort gehen, und der hohe ächzende Ton dieser Klink schien ihr weither aus alten Zeiten zu kommen und längst Vergessenes wachzurufen. Sie sah wieder den jungen Hans über die Schwelle treten und sein Gesicht vor Ehrgeiz glühen, wie damals, vor vielen Jahren, als er mit der Armbrust zum Knabenschießen ausgezogen und sie gerade für die franke Mutter beim Kaplan gewesen war.

Wie die Klink ächzend zuging, sah sie in ihrem Sinnen auch den Speichermattkarl in peinvoller Verlegenheit vor der Türe stehen, wie damals, im letzten Spätherbst, als sie für die todfranke Schwester beim Kapellenvogt den stärkenden Wein geholt hatte. Erst hinter dem Hügel war der Feige ihr nachgeeilt und hatte ein paar Fragen gestammelt, was das Franzli mache, und ob er es einmal besuchen dürfe? Da hatte sie ihn angeblickt! Ganz klein und demütig war er geworden unter ihren harten Worten. Was er denn wollte beim Franzli, hatte sie ihm gesagt; er

solle nicht glauben, daß ihm sein Besuch eine Freude wäre, das denke schon lange nicht mehr an ihn. Aber keine Art sei es von einem Burschen, sein Meienmattli nachts allein heimgehen zu lassen, daß es sich noch fürchten müsse und den Berg hinaufrenne, bis ihm der Atem ausgehe und es davon krank werde. Man sollte halt wissen, mit wem man an die Kilbi ginge. Ach, hätte sie dem Buben damals sagen können, was sie jetzt wußte, daß der Schwester Herz einem andern gehörte, ein Stück von ihrem Heimen hätte sie darum gegeben.

Aber damals hatte Franzlis zartes Leben sich noch kaum gewehrt, um dem Tode zu entrinnen, noch wochenlang, bis eines Tages, als sie leise in die Kammer getreten war, den Vater abzulösen, das Franzli, vom Schlummer erquickt, mit wachen Augen dalag, seine Hand in der des Vaters, und beide still lächelnd ihr entgegenblickten. Sie hatte sich kaum aufrecht halten können vor unverhofftem Glück.

Seither war es unaufhaltsam besser geworden. Ein Friede hatte unter dem schneebedeckten Dache gewohnt, eine merkwürdige Erwartung. Von Hans Zibung aus Paris und vom Großvater hatten sie herrliche Bücher bekommen mit wunderbaren neuen Gedanken. Heimlich hatten beide mit heißen Augen darin gelesen, der Vater und die Seppe, bis sie sich beide entdeckt sahen, einander anlachten und sich die Bücher in die Hand gaben. Darüber sprechen konnten sie nicht.

Gegen den Frühling zu war mit dem jungen Maler, der hier die Schneeschmelze abwartete, um nach Italien zu wandern, unvermerkt die Freude ins Haus gekommen. Die Seppe staunte nur und konnte das Franzli nicht recht begreifen, so wenig sie im Grunde den Fridli begriff, der ihr unentwegt treu diente. Sie sah Franzlis Wangen sich röten, sie hörte wieder der Schwester Scherzen und Lachen, wenn es auch gedämpfter klang als früher, aber fast noch schöner, schien es ihr, und der Vater hatte den jungen Bonholzen vom ersten Augenblick an in sein Herz geschlossen.

Schweigend hatten so die vier Kirchgänger, erfüllt von ihren Gedanken, die Höhe erreicht und sahen gerade hinunter auf die Schwand. Die Märzsonne füllte das Tälchen und beschien ein Bild, vor dem alle unwillkürlich stille standen.

Auf den untersten Treppenstufen der Vorlaube, in Rissen und Decken, das Gebetbuch aufgeschlagen auf dem Schoße, saß das Franzli an der Sonne, vor ihm neben der Staffelei stand der Maler, Pinsel und Palette in der Hand. Aber er

malte nicht, er schaute nur das Mädchen an. Allen vieren auf dem Hügel griff der Anblick ans Herz, jedem in besonderer Weise.

Die Großmutter wandte sich schnell ab und behauptete, sie müsse vor dem Mittag daheim sein, der Fridli solle sie bis zur Landstraße führen, die andern beiden könnten jetzt ja doch nicht fort.

Als der Vater und die Schwester das Weglein herabstiegen, streckte das Franzli beide Hände nach ihnen aus: „Vater, Seppe, er hat mich gefragt, ob ich mit ihm kommen wolle über den Gotthard. Soll ich gehen?“ Bei aller Rührung schimmerte durch die Tränen der alte Schalk.

„Willst du gehen, Franzli?“ fragte der Vater, und seine Stimme zitterte.

Aller Schalk schwand aus des Mädchens Zügen. Ein feierlicher Ernst stand auf dem zarten Gesicht: „Ja, Vater, ich will gehen. — Vaterli, wir kommen ja wieder. Vaterli, Seppe, ich bin ja noch immer wieder zu euch heimgekommen.“

Als später der junge Maler mit der scheuen Bitte herausrückte, das Franzli mitzunehmen, wenn der Gotthard schneefrei und wegbar sei, in etwa zwei Monaten, wollten erst der Vater und die Seppe nichts davon wissen. „Hol sie dir später!“ meinten sie.

Mindestens für ein Jahr aber war er durch seinen Auftrag in Florenz gebunden, und ein ganzes langes Jahr? Das Franzli wurde still und bleich und begann zu husteln.

„Sie wird erst ganz gesund werden im Süden; gebt sie mir jetzt mit! Ich will sie hüten und pflegen, und sie soll es gut haben.“

Der Vater und die Seppe dachten auch, daß vielleicht schlimme Zeiten ins Land kämen, und daß es gut wäre, das Franzli in Sicherheit zu bringen. Als aber der Vater nach dem Auskommen des Freiers fragte, wurde der doch etwas kleinlaut.

Da stand die Seppe auf, holte aus ihrem Zimmer ein straffes, schweres Beutelschen und legte es in Franzlis Hände.

„Da, kleine Schwester, das ist das Ersparte vom Obst- und Holzhandel. Ihr sollt keine Sorgen haben, das nimm mit fürs erste. Der Vater und ich, wir schaffen rüstig weiter, wir brauchen das nicht. Und wenn es einmal bei euch mangeln sollte — leichtsinnig werdet ihr ja nicht sein und zum Rechten schauen — dann schickt Bericht, dann sind wir immer da.“

Die Seppe sah die dankbaren jungen Augen auf sich gerichtet und die leuchtenden des Vaters; es war ihr, als ob sich ein großer Teil ihres

Wünschens und Strebens erfüllt hätte. Sie brauchte nicht mehr stolz zu sein auf einen reichen Freier der Schwester, aus ihrem Erarbeiteten konnte sie selber für die Schwester sorgen und sie und alle glücklich machen.

Der Vater mußte alle seine Kraft zusammennehmen, um die Nährung nicht übermächtig wer-

den zu lassen. Die weiche Kinderhand Franzlis, die sich so oft zärtlich in die seine geschmiegt hatte, mußte er loslassen; ob je dafür die Hand des andern Kindes die seine fände, die sich als ganz klein schon immer daraus befreit hatte? Ob er sie je in der seinen halten könnte?

(Fortsetzung folgt.)

Noch wächst das Brot.

Des Sommers goldnes Korn und Licht
Sind Zuversicht.

Die Felder liegen wartend da,
Erfüllungsnah.

Und heimlich klingt in jedem Halm
Ein lichter Psalm:

Gott lindert gütig unsre Not,
Noch wächst das Brot. Rudolf Weckerle.

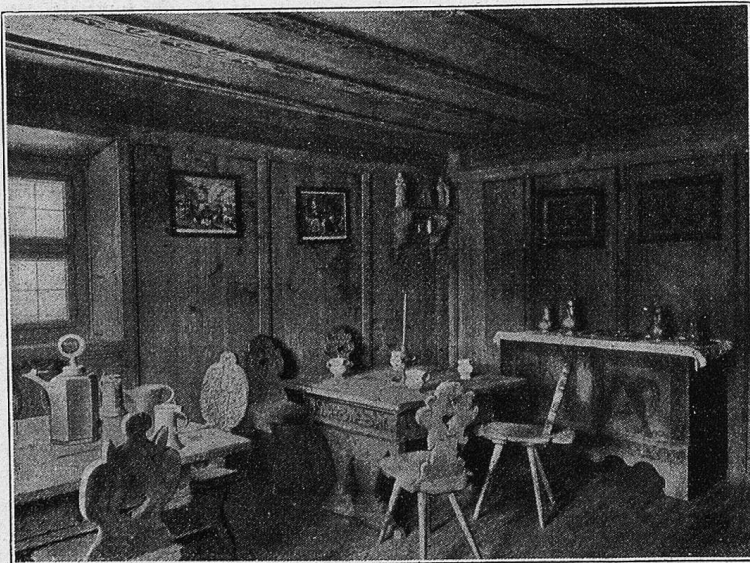
Schweizerische Bauernstuben.

Von Dr. E. Briner.

An einem windigen und nassen Wintersonntag, der für heimatkundliche Studienfahrten recht wenig einladend war, fuhr ich vom oberen Zürichsee hinauf nach Hombrechtikon. Schon seit Jahren hatte ich von den schönen alten Riegelhäusern gehört, die in der Umgebung dieser stattlichen Ortschaft zu sehen sind. Es geht oft lange, bis man Gelegenheit findet, schöne alte Bauwerke zu besichtigen, wenn sie abseits vom Verkehr liegen. Aber diese alten ländlichen Bauten haben ja gar nicht den Ehrgeiz, recht häufig besucht und besichtigt zu werden. Sie stehen schon seit Jahrhunderten an ihrem Ort, tun getreulich ihren Dienst und freuen sich, wenn hie und da ein Gast kommt, der ihre bescheidene, anspruchslose Schönheit zu schätzen weiß.

In der Nähe des Lüzelsees bei Hombrechtikon, den man weder von der Bahn noch von der Landstraße aus erblicken kann, und der als botanische Merkwürdigkeit sogenannte „schwimmende Inseln“ aufweist, steht das vorzüglich renovierte Haus Menzi, das über den Stubenfenstern im ersten Stock noch die alten Falläden zeigt. Zu der hochgelegenen Haustüre führen zwei Treppenhänge hinauf, die noch ihre prachtvollen schmiedeeisernen Geländer aus der Rokokozeit besitzen. Nicht weit von da steht in Lutikon das breite und behäbige Haus Egli. Das Riegelwerk wird an der Giebelseite dieses prächtigen alten Hauses noch bereichert durch sogenannte Klebdächer, welche die Fensterreihen vor dem Regen zu schützen haben.

Gemeindepräsident Dändliker von Hombrechtikon, der zugleich Präsident des sehr aktiven Landwirtschaftlichen Vereins ist, nahm mich zu einer Besichtigung dieses Hauses mit, und dank der allgemeinen Beliebtheit, deren er sich im ganzen Umkreis der Ortschaft erfreut, fanden wir leicht Eingang in die heimeligen Stuben, wo groß und klein sich in behaglicher Geselligkeit die freie Zeit des Sonntagnachmittags vertrieb. Da sieht man erst, wie viel Leute in so einer Bauernstube Platz haben! Rings um den Tisch sahen wir gesunde, fröhliche Gesichter, und man hätte fast glauben können, daß die guten Leute mitten im Winter in einer grünen Laube saßen. Denn allerlei Zimmerpflanzen



Stube mit Stabellen aus Savognin, 1579. (Engad. Museum, St. Moritz.)